

# Halb Städter – halb «Buurebueb»

Erwin Weinmann

In der ehemaligen Rebbaugemeinde Höngg, die seit 1934 als Stadtkreis zu Zürich gehört, wurde ich ein gutes Jahr vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs geboren. Mein Wohngebiet am Eingang ins Limmattal war, obwohl an der Limmattalstrasse gelegen, noch sehr ländlich. Diese war sehr schmal und nicht asphaltiert. Heute ist sie eine wichtige Achse, auf der unter anderem die Tramlinie 13 bis zur Endstation Frankental führt. Als 1943 eine Nachbarin verstarb, wurde ihr Sarg während einiger Zeit mitten auf der Strasse aufgebahrt. Die Trauernden nahmen Abschied von der Toten und gaben ihr anschliessend das letzte Geleit. Zu Fuss folgte man dem von einem Pferd gezogenen Leichenwagen bis zur Kirche. Ein Stau von Autos war nicht zu befürchten.

Die fast verkehrslose Strasse war auch Spielplatz für uns Kinder. Am Abend in der Dämmerung, als ich bei noch offenen Fensterläden im Bett lag, verfolgte ich das bunte Treiben der Schwalben und Mauersegler, die in grossen Scharen den Insekten nachjagten. Mit dieser Erinnerung wird mir heute noch bewusst, dass ich wie auf dem Lande aufwuchs. Eigentlich war ich Städter, wusste aber nie so recht, ob ich nicht ein Bauernbub aus dem Limmattal sei. Meine Grosseeltern hatten nämlich einen Bauernbetrieb in Unterengstringen. Damals wurde noch fast alles von Hand gemacht, was bedeutete, dass die Verwandten bis hin zu den Enkeln in ihrer Freizeit auf dem Bauernhof mithelfen mussten. Ich als kleiner Knirps, bevor ich selber auf einem eigenen Fahrrad die drei Kilometer zurücklegen konnte, musste auf dem Gepäckträger meiner Mutter mitfahren. Als etwa Fünfjähriger bekam ich ein klappriges Occasionsvelo ohne Übersetzung und mit Rücktritt. In dieser Zeit gab es noch keine Zweiräder für Kinder und schon gar keine Laufräder, so dass das Fahrenlernen auf grossen Velos längere Zeit brauchte. Stürze gehörten zur Tagesordnung. Vom Frühling bis zum Herbst musste ich an fast jedem freien Mittwochnachmittag oder an Samstagen bei der Feldarbeit und beim Einbringen der Heuernte mit-



Der kleine Erwin beim Wümet 1945.

helfen. Es war mir verwehrt, in die Pfadi einzutreten, weil deren Übungen an Samstagnachmittagen stattfanden. Und so wäre mit mir eine kleine Hilfskraft verloren gegangen. Das hat mich traurig gemacht, und ich habe oft geweint oder «täubelet».

Während meine Schulkameraden in den Schulferien ihr damals zwar noch eintöniges Vorstadtleben geniessen konnten, musste ich im Frühling Kartoffeln stecken, bei deren Ernte die kleinen auflesen – wir nannten sie «Grüngeli» –, im Sommer beim Heuen rechnen und bei der Getreideernte die ausgelegten «Garbenbändli» unserem Onkel zum Binden der Garben in die Hand geben. Die gekochten «Grüngeli» wurden übrigens den Schweinen verfüttert; heute würden sie als teure Raclettekartoffeln verkauft. Wir Kinder liefen barfuss über die Stoppelfelder, was unsere



*Beim «Härdöpfeln» war die ganze Verwandtschaft nötig, nicht nur zum «Zabigessen». Die ganze Familie vereint bei der Villa Feldmaus.*

Fusssohlen ledrig und sehr widerstandsfähig machte.

Abends nach getaner Arbeit, die für meinen Vater morgens um sieben Uhr begann und abends um halb sieben endete, folgte er uns ebenfalls mit dem Velo nach Unterengstringen, um beim Abladen der Heu- oder Getreidewagen zu helfen. Wir Buben mussten auf dem Dachstock das Heu gleichmässig bis in die hinterste Ecke verteilen, unter das Schrägdach stopfen und festtreten; wir nannten es «Heu stampfen». Das Heuabladen hatte aber auch eine schöne Seite. Als wir mit der Arbeit fertig waren, durften wir von den Dachbalken mit oder ohne Salto ins weiche Heu springen. (Heute machen die Jugendlichen ihre waghalsigen Sprünge in Freestyle-Sporthallen und landen in Schaumstoffgruben.)

Unvergesslich bleibt mir in Erinnerung, wie auf dem angrenzenden Feldweg rund ein Dutzend Personen mit Holzkörbchen am Arm auf das Zeichen meines Grossvaters warteten, um ins abgeerntete Feld hinein rennen zu dürfen, in der Hoffnung, noch einige Ähren auflesen zu können.

Dieses Verhalten armer Leute dauerte bis in die früheren Fünfzigerjahre an. Ähnlich verhielt es sich mit dem Sammeln von Fallholz in unseren Wäldern. Alles, womit man heizen konnte bis hin zu Tannzapfen, wurde gesammelt. Könnten unsere Vorfahren das heute in den Wäldern herumliegende Holz sehen, würden sie die Welt nicht mehr verstehen.

Immer noch lustig ist für mich die Erinnerung an eine Episode: Zusammen mit Cousins und meinem Bruder mussten wir einen ganzen Tag lang Küchenzwiebeln stecken, Fuss um Fuss mit dem Steckholz ein Loch machen, eine kleine Zwiebel hineinlegen und mit Erde zudecken. Meinem Bruder verleidete diese Tätigkeit bald, er wollte möglichst rasch mit der Arbeit fertig sein. Deshalb machte er im Gemüsebeet eine Grube, leerte sein Pflanzgut hinein und deckte es zu. Es dauerte aber nicht lange, bis sein sündiges Verhalten bemerkt wurde, weil an dieser Stelle und für ihn unerwartet ein dichter «Zwiebelbusch» spross.

Vom Frühjahr bis in den Sommer hinein musste ich zusammen mit meinem Bruder oder einem Cousin Nachmittage lang viele Harasse «Erdäpfel abchiime», das heisst die im Winterhalbjahr nicht gebrauchten Kartoffeln von den Austrieben befreien. Die nicht mehr verkäuflichen, geschrumpften Kartoffeln wurden dann ebenfalls gekocht und als Schweinefutter verwendet.



*Die Grossmutter und der Vater sind bereit für die «Fasnachtsmetzgete» 1949.*

gelegt. Dieser musste jeden Samstagabend peinlichst sauber gewischt werden. Was hätten die Leute sonst am Sonntag gedacht?

Ein ganz besonderer Tag war im Spätherbst, wenn die Dreschmaschine des Gemeinwerks in Grosselterns Scheune einfuhr. Nun galt es für uns Kinder, die gelagerten Getreidegarben aus dem Stock herauszuzerren; die Erwachsenen beförderten diese mit der Gabel weiter zur Maschine, wo unser Onkel die Schnüre öffnete und die Garben in die Dreschmaschine warf. Das Dreschen des Getreides war eine unglaublich staubige und ungesunde Angelegenheit. Es wurde ohne Mundschutz gearbeitet, und wir hatten das Gefühl, «Staub zu fressen». Noch eine ganze Woche lang wurde unser Taschentuch beim «Schneuzen» schwarz.

Heute frage ich mich manchmal: «War das nicht Kinderarbeit?» Damals war es aber ganz selbstverständlich, dass in einer Familiengemeinschaft, die ohne grosse technische Hilfsmittel die Grundnahrungsmittel erwirtschaftete, jedes noch so kleine Mitglied seinen Beitrag leisten musste. Nur zu gerne hätte ich mehr Freizeit mit meinen Högger Kameraden verbracht. Im Nachhinein ist mir aber bewusst, dass mich die Mitarbeit auf dem grosselterlichen Bauernhof stark gemacht hat. Neben allem blieb mir immer wieder etwas Freizeit zum Schwimmen in der Limmat und auch zum Fischen am Fluss. Das war in Unterengstringen für Kinder dank einer Vereinbarung der Gemeinde mit dem Kloster Fahr ohne Patent erlaubt. Zum Glück haben unsere Eltern, die nicht schwimmen konnten, nicht gewusst, was wir Lausbuben im, auf und am Wasser alles anstellten. Unvergesslich sind unsere Flussfahrten: Mit aufgepumpten Autoschläuchen liessen wir uns auf der Limmat oftmals von der Höggerbrücke bis fast nach Dietikon hinuntertreiben. Zu Fuss auf Uferpfaden, die man kaum als Wege bezeichnen konnte, kehrten wir wieder an unseren Ausgangspunkt zurück, was recht anstrengend war. – Nicht immer unter der Kontrolle der Eltern zu sein, hat unser Selbstvertrauen wie auch die Eigenverantwortung gestärkt und

Übers Jahr verteilt kamen viele weitere Arbeiten zusammen: Runkelrüben rüsten, im taunassen Gras Äpfel und Mostbirnen auflesen und sich gelegentlich von Wespen stechen lassen, den Kaninchenstall reinigen, den Kuh- oder Pferdestall ausmisten oder die Hühner beim abendlichen freien Auslauf im Bungert zur Limmat hinunter beaufsichtigen. Heute vermisse ich dort die ländliche Idylle, weil die lärmige Autobahn A1 diesen Raum beansprucht.

Zusätzliche Arbeiten für uns Kinder waren: die Reben vom Unkraut befreien, Holz rüsten, Schnee schaufeln, an Samstagen das Pferdegeschirr mit Sigolin reinigen und auf Hochglanz polieren wie auch die Wasserteile des Dorfbrunnens. Besonderer Wert wurde auf den Scheunenvorplatz ge-



V.l.n.r.: Der Grossvater beim Rebenschneiden im Rain. Die Grossmutter beim Rebenschneiden im Rain. Meine Mutter beim Zusammenlesen der abgeschnittenen Rebenschosse «Räschpi» (1949).

unsere Persönlichkeit gefördert. Auch wenn es für uns zum Teil heikle, sogar gefährliche Momente gegeben hat, ist nie ein ernsthafter Unfall passiert. – Unser damaliges freies Spielen in der Natur würde ich vielen heutigen wohlbehüteten Kindern wünschen.

Nach meiner Sekundarschulzeit und bestandener Aufnahmeprüfung am Kantonalen Unterseminar begann für mich im Jahr 1954 ein neuer vierjähriger Lebensabschnitt in Küsnacht. Dies bedeutete gleichzeitig das Ende meiner regelmässigen Mithilfe auf dem Bauernhof meiner Verwandten. Denn ein Mittelschüler hatte anderes zu tun.

An einem meiner ersten Tage als Seminarist in Küsnacht fiel mir folgende Tafel auf:

VERKEHRSBUREAU KÜSNACHT  
 Zürichstrasse 139 Tel. 91 10 50  
 Wohnungs- & Zimmernachweis  
 Abgabe von Ferien- und Kurorts- Prospekten  
 AUSKÜNFTE KOSTENLOS

### **Gemeinde- und Verkehrsverein**

Ein Verkehrsbüro in Küsnacht? Was hat denn Küsnacht dem Fremden, dem Feriengast zu bieten? Kirchen, Naturschönheiten oder etwa das Seminar? ... Die freundliche Frau hinter dem Ladentisch der Papeterie drückte mir alles in die Hand, was sie besass: Zwei Prospekte, einen vom Hotel «Falken» und einen vom Kurhaus «Johannesburg» sowie eine Wanderkarte von Küsnacht und Umgebung. Die grösste Attraktion damals war offenbar das Küsnachter Tobel.

Im Sommer legte ich den Schulweg mit dem Fahrrad zurück. Dabei traf ich meine Klassenkameraden, die aus andern Stadtzürcher Quartieren kamen, an der Stelle am Bellevue, wo heute die Busse 912 und 916 nach Küsnacht abfahren. Wir konnten problemlos zu zweit nebeneinander fahren, war doch der Autoverkehr auf der Seestrasse noch sehr gering. Im Winter nahm ich das Tram bis zum Limmatplatz, durchquerte zu Fuss das Mi-



«Wümmet» in Grossvaters Rebberg am Südhang des Gubrists.

grosareal, und dann ging über die Limmatbrücke zum Bahnhof Letten. Dort versammelte sich jeden Morgen eine stattliche Schülerzahl. Die Fahrt mit der Eisenbahn nach Küsnacht in der 3.Klasse auf Holzsitzen war laut und gefühlsmässig holprig. Die Zugfenster wurden mit Lederriemen geöffnet. Bei offenem Fenster konnten wir, wenn es nötig war, unsere hitzigen Köpfe im Fahrtwind abkühlen. Mit Schildern wurden wir aber davor gewarnt, aus dem Fenster zu lehnen. Andere kleine und mehrsprachige Täfelchen wiesen den Fahrgast an, das Spucken auf den Boden zu unterlassen. Unvergesslich sind die gefährlichen freien Übergänge, über die man während der Fahrt die Bahnwagen wechseln konnte. Auf dem damals noch alten Küsnachter Bahnhof traf sich unsere Horde von Schülern mit derjenigen aus der Gegenrichtung. Und dann bewegte sich diese Schar über die Dorfstrasse dem «Semi» zu. Leute, die uns entgegenkamen, fanden kaum Platz für ihr Vorwärtskommen. Leider zu selten hatte die Bahn Verspätung. Kam dies aber vor und trafen wir etwas zu spät in der Schule ein, mahnte uns der Geschichtslehrer einmal: «Sie hetted im Goldbach uusstiige und i d Schuel renne sölle!»

Im zweiten Schuljahr war der sogenannte «Olymp» im hinteren Teil des Johannitertraktes unser Klassenzimmer. Hier hörten wir während einzelner Schulstunden das «Gössen» (Schreien) der Schweine, die auf dem Dorfplatz vor der Kirche ausgeladen und nebenan zur Schlachtbank geführt wurden. Im Olymp hatten wir auch ein separates WC mit Kettenzug für die Spülung. Dort lernten wir nebenbei italienisch, denn hinter der Kette war eine kleine Tafel angebracht, die uns Seminaristen darauf hinwies: «Si prega di tirare la catena dopo l'uso!» Waren das noch Zeiten!



*Korbball war unser Ballsport im Seminar: Der Schreibende beim Einwurf am Sporttag 1957.*

Im «Landknabeninstitut» – so wurde es vom gleichen Lehrer bezeichnet – herrschten strenge Sitten: Den Seminaristinnen, die in den Fünfzigerjahren noch in der Minderheit waren, war das Tragen von Hosen nicht erlaubt. Nur wenn in kalten Wintern viel Schnee lag, durften sie mit Skihosen zur Schule kommen. Im öffentlichen Raum Händchen halten war für Seminaristen tabu. Welch schlechten Eindruck hätte das bei Erwachsenen hinterlassen! Immer wieder wurde von der Schulleitung darauf hingewiesen, dass wir als angehende Lehrerinnen und Lehrer Vorbilder sein müssten. Niemand konnte aber verhindern, dass sich Pärchen bildeten. Und einige sind noch heute zusammen wie meine Frau und ich. Auch ich hatte das Glück, in dieser Schule eine Freundin zu finden, die später meine Ehefrau wurde und mit mir an der Schüracherstrasse lebt. Für uns war It Schnach damals noch weit weg vom Dorf, ein kleiner von Bauern bewohnter Weiler. Während unserer Zeit im Unterseminar und auch in den nachfolgenden Jahren, als meine Frau und ich unsere Ausbildung als Lehrer abgeschlossen hatten, hätten wir nie gedacht, später einmal in Künsnacht zu wohnen und hier unseren Beruf auszuüben.

Wie veraltet und rückständig einzelne Gebäude des Seminars damals waren, zeigte sich besonders in der alten Turnhalle mit Parkettboden und den Geräten, die rundherum abgestellt waren und so jeden Ballspielbetrieb störten. Im Freien hatte es einen unebenen, aber immerhin asphaltierten kleinen Platz, der unser Spielfeld für Korbball war. Schlimm für uns Schüler war, nach dem Turnen völlig verschwitzt und «wohlriechend» in die nächste Schulstunde zurückzukehren, denn es gab keine Dusche und auch in der Garderobe nicht einmal ein Lavabo. Quelle odeur! Eine andere Erinnerung wirkt auf mich dagegen heute noch wie eine kalte Dusche: Im Sommerhalbjahr der zweiten Seminarklasse wurde eine Turnstunde zur Schwimmstunde im Strandbad. Morgens um sieben Uhr und unabhängig von der Witterung mussten wir im kalten Nass einige Längen zwischen Steg und Floss zurücklegen. Der noch grössere Horror war für einige Seminaristen meiner Klasse das Springen vom 3m-Brett. Ein Klassenkamerad weigerte sich, was damals für Schüler aussergewöhnlich und für den Turnlehrer ein Skandal war, der zwar ohne grössere Folgen blieb.

Ein glücklicher Zufall war, dass sich während meiner Zeit eine verschworene Gruppe von eifrigen und talentierten Seminaristen zusammenfand, die über die Seminarzeit hinaus noch viele Jahre auf kantonaler und nationaler Stufe erfolgreich Korbball spielte. Mit der Zeit befriedigte uns diese Spielart nicht mehr, und so stellten wir Ende der Sechzigerjahre auf Basketball um. Autodidaktisch und in Kursen in der Sportschule Magglingen erlernten wir dieses wesentlich anspruchsvollere Ballspiel, das damals in der Deutschschweiz kaum bekannt war. Unser Spielniveau erhöhte sich innert kürzester Zeit dank hervorragender tschechischer Spieler, die nach dem Prager Frühling 1968 als Emigranten zu uns in die Schweiz kamen. 1972 fassten wir den Entschluss, aus dem Verein mit dem Namen «Ehemalige Seminaristen» den Basketball Club Küsnacht zu machen, dessen erster Präsident ich wurde. Heute spielt der Verein unter dem Namen «Goldcoast Wallabies» sehr erfolgreich in der Nationalliga B. In diesem Jahr wurde unsere 1. Mannschaft Schweizermeister der zweithöchsten Liga, was bisher noch keinem Deutschschweizer Club gelang. Die erste Frauenmannschaft hat sogar einige Jahre in der Nationalliga A mitgespielt. Der Club macht enorm viel für den jugendlichen Nachwuchs am rechten Seeufer und ist vom schweizerischen Verband dafür ausgezeichnet worden. Sehr bedauerlich ist, dass Küsnacht über keine Sporthalle verfügt, deren Ausmasse einen Spielbetrieb in den oberen Ligen zulassen, sodass die Meisterschaftsspiele in der Allmendlihalle in Erlenbach ausgetragen werden müssen.

Seit 1965 lebe ich in Küsnacht. In dieser Zeit hat sich sehr vieles verändert. Das Dazugekommene will ich nicht erwähnen. Was hingegen alles verloren ging, erfüllt mich manchmal mit Wehmut. Ich denke dabei an Orte, wo sich Küsnachterinnen und Küsnachter treffen konnten oder auch Begegnungen mit Fremden stattfanden: Wer erinnert sich nicht ans Waldhaus Johannesburg, die Solitude in der Schmalzgrueb, die Salzwaag, das Restaurant Waldhaus Rumensee oder ans «Fähnlibrunne». Einige davon waren wunderbare Ausflugsziele, wo man sich auf einer Wanderung stärken oder abends mit Freunden bei einem feinen Essen den Tag abschliessen konnte. Zur Gaststätte Johannesburg mit der grossen Terrasse über dem Küsnachter Tobel gehörte sogar ein Tierpark mit Hirschen.

Meine beiden Wohnorte Küsnacht und Höngg waren zwei bedeutende Rebbaugemeinden. Noch Anfang des letzten Jahrhunderts zählte Küsnacht zu den grössten im Kanton. Während meiner Volksschulzeit gab es auch in Höngg noch viele Rebberge. Sowohl das Quartierwappen als auch das Wappen der Höngger Zunft enthalten ein Rebmesser nebst einem Rebstock und zeugen von der einstigen Bedeutung des Weinbaus. Die rasante Entwicklung verlief an beiden Orten ungefähr gleich. Die sonnige Südlage am Pfannenstiel, respektive am Käferberg und die Nähe zur Stadt Zürich lösten in den Jahren nach 1970 einen gewaltigen Bauboom aus. Zum Glück ist an beiden Orten bei der Kirche noch eine geschützte Rebfläche geblieben, die an die alten Zeiten erinnert. Meine Vorfahren, die Weinmänner, stammen übrigens aus unserer Gegend am Sonnufer des Zürichsees.